

Diana Verlag

STELLA CONRAD

Die Tortenkönigin

Roman



Inhaltsverzeichnis

alle ab, sobald die Worte *Arzt* und *Unterleib* in einem Satz genannt werden, und wollen nur noch, dass du aufhörst, darüber zu sprechen! Das funktioniert todsicher.«

»Hast du keine Angst, dass er Susanne danach fragt und die ihm dann klarmacht, dass nicht jede Entzündung gleich eine Operation erfordert?«

»Du machst wohl Witze. Er mag ja dumm wie ein Stück Pappe sein, aber er weiß sehr wohl, dass er dann Gefahr läuft, zu erfahren, dass auch seine kostbare Gattin einen Unterleib hat, der ab und zu mal zum Arzt muss.«

Und so hatte Marie sichergestellt, dass ihr kleiner Urlaub für ihren Chef fortan ein absolutes Tabuthema war.

Ich freute mich wahnsinnig auf sie.

Ein Zimmer in einer kleinen Pension in der Nähe unserer Wohnung war bereits gebucht, und ich zählte die Tage, bis ich sie am Aéroport Charles-de-Gaulle abholen konnte. Wie kleine Kinder erzählten wir uns bei jedem Telefonat, wie oft wir noch schlafen müssten, bis wir uns endlich sahen. Noch zehn Mal, noch neun Mal, noch acht Mal ...

Mittlerweile waren wir bei »noch drei Mal« angekommen, und ich saß summend an meinem Küchentisch und bastelte die Lilienblüten, mit denen ich die Hochzeitstorte schmücken wollte. Nach langen Telefonaten und Dutzenden Fotos von Torten, die ich an Marie gemailt hatte, stand endlich fest, wie sie aussehen sollte: glänzend pink und gekrönt mit Feuerlilienblüten aus Marzipan.

Die Blüten hatte ich bereits gestern geformt und über Nacht trocknen lassen. Jetzt war ich dabei, sie mit Lebensmittel-Farbspray orange zu färben, um dann mit einem hauchfeinen Pinsel lebensechte Strukturen und Flecken aufzutupfen.

Als plötzlich das Telefon klingelte, fuhr ich vor Schreck derart zusammen, dass ich kurzzeitig die Kontrolle über

meine Spraydose verlor und meine linke Hand orange ansprühete. Mit der Rechten griff ich nach dem Telefon. Die Nummer auf dem Display kannte ich nicht.

»Hallo?«

»Helene, Liebling, ich bin's. Du, ich komme später, die Besprechung dauert länger als geplant«, sagte Leon.

»Lass dir Zeit«, antwortete ich geistesabwesend und betrachtete den orangefarbenen Umriss meiner linken Hand, den mein kleiner Unfall auf der Tischplatte hinterlassen hatte. Je mehr Zeit ich hatte, die Blüten zu vollenden, desto besser.

»Ich komme so schnell wie möglich«, versicherte Leon, »wir werden höchstens noch ...«

Das, was er sagte, wurde von einer Lautsprecherdurchsage übertönt. Eine weibliche Stimme rief nach einem Docteur Picard, der bitte auf dem schnellsten Weg zum Operationssaal 4 kommen solle. Welch ein Glück, dass die letzte Lektion meines Französischkurses auf CD sich mit dem Thema »Arzt und Krankenhaus« beschäftigt hatte - eine Woche zuvor hätte ich vielleicht noch nicht verstanden, was die Durchsage zu bedeuten hatte.

Ich erstarrte.

Leon war in einem Krankenhaus?

»Wieso bist du im Krankenhaus, Leon? Was ist passiert?«, rief ich, während ich schon nach meinen Schlüsseln suchte und in meine Jacke schlüpfte.

»Wir hatten einen kleinen Auffahrunfall, nicht weiter schlimm«, murmelte er, »ich wollte dich nicht beunruhigen.«

»Ich komme sofort. Wo bist du?«

Mit gezücktem Stift wartete ich auf seine Antwort.

Er lachte. »Unsinn. Ich bin schon so gut wie raus hier. Die haben mein Handgelenk geröntgt, aber das ist bestimmt nur verstaucht. Marcel wird mich später nach Hause fahren. Mach dir keine Sorgen, hörst du, Liebling? Ich bin bald

wieder bei dir.«

»Bist du sicher? Dann bis später«, antwortete ich und notierte mir schnell die Nummer auf dem Display.

Als er aufgelegt hatte, wählte ich diese Nummer, und eine weibliche Stimme meldete sich mit: »Ici Hôpital Saint Joseph, bonsoir.«

Ich legte auf, ich wusste, was ich wissen wollte.

Ich rief mir ein Taxi, knallte die Wohnungstür hinter mir zu und rannte die Treppen hinunter.

KAPITEL 3

Nach einer halbsbrecherischen Fahrt durch das nächtliche Paris lieferte der Fahrer mich endlich vor dem Krankenhaus ab.

Ich war schweißgebadet, und mir war übel, hätte aber nicht sagen können, ob die Furcht einflößende Angewohnheit des Fahrers, kaum auf die Straße zu gucken und stattdessen - mir zugewandt - wie ein Maschinengewehr auf mich einzuschnattern, der Grund war oder meine Sorge um Leon.

Ich raste zur Rezeption und radebrechte mich dann bis zur Notaufnahme durch, wo ich schließlich vor einer verschlossenen, blickdichten Glastür mit einem Klingelknopf landete.

Ich hämmerte auf die Klingel ein.

Nach kurzer Zeit riss eine Schwester die Tür auf. Sie wirkte genervt. Aus den Räumlichkeiten hinter ihr drangen Geschrei und Gezeter. Es hörte sich an, als würden ein paar Frauen miteinander streiten.

Die Schwester bellte ungehalten: »Oui?«

Schlagartig schien ich meine mühsam erworbenen, rudimentären Französischkenntnisse verloren zu haben. Verzweifelt kramte ich in meinem scheinbar komplett gelöschten Gedächtnis nach Möglichkeiten, mich verständlich zu machen, und stammelte: »Leon Leblanc? Äh ... victime d'un accident ... äh, moi«, ich tippte mir auf die Brust, »la fiancée!«

Die Schwester seufzte, zog die buschigen Augenbrauen hoch und musterte mich von oben bis unten. Dann schüttelte sie langsam den Kopf.

Wie bitte?

Hatte sie mich vielleicht nicht verstanden? Fiancée hieß doch Verlobte, oder etwa nicht?

Ich erwog kurz die Möglichkeit, sie einfach aus dem Weg zu rempeln, rechnete mir aber keine besonders hohen

Chancen aus. Mit ihrer massigen Figur - gegen sie war ich eine Gazelle - füllte sie die Tür fast komplett aus. Ohne mindestens zehn Meter Anlauf würde ich sie keinen Millimeter bewegen können, und vermutlich würde sie mich einfach packen und wie einen läppischen Diskus von sich schleudern.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und spähte über ihre Schulter in die Notaufnahme.

Und richtig, wen sah ich da stehen?

»Marcell«, schrie ich und winkte hektisch mit beiden Armen.

»Marcel, sie will mich nicht reinlassen!«

Er blickte von seinem Handy hoch, auf dem er gelangweilt herumgetippt hatte. Seine Mimik sprach Bände, als er mich erkannte: zuerst Erstaunen, dann Ärger, schließlich Resignation.

Er stieß sich von der Wand ab, an der er lässig gelehnt hatte, und kam zögernd auf die Tür zu.

»Helene«, sagte er über die Schulter der Schwester, die mit verschränkten Armen noch immer wie ein Felsmassiv zwischen Marcel und mir stand, »du hättest nicht herkommen sollen.« Er seufzte.

Sein Gesichtsausdruck war nicht zu deuten. Sah ich da Mitleid?

»Wieso? Was ist mit Leon? Geht es ihm schlecht? Ich will zu ihm!«, zeterte ich schrill.

Marcel schüttelte den Kopf. »Fahr nach Hause, Helene«, sagte er beschwörend, »glaub mir, es ist besser so.«

»Ich will zu dem Mann, den ich in drei Tagen heiraten werde«, fauchte ich, mittlerweile echt wütend. Was glaubte dieser Kerl eigentlich?

Marcel hob beide Hände in einer Du-hast-es-so-gewollt-Geste und sprach ein paar Worte mit der Schwester, die daraufhin widerstrebend den Weg freigab.